vom Manne als von der Frau hatte; aber ich war trotzdem nichts weniger als ein Mannweib und man fand in mir, zugleich mit dem Geiste und Character eines Mannes, die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau — man verzeihe mir, zu Gunsten der Wahrheit, diese Äußerung eines Geständnisses, welches meine Eigenliebe macht, ohne sich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen. Zudem muß diese Schrift selbst beweisen, was ich von meinem Geiste, meinem Herzen und meinem Charakter sage. Ich sagte, daß ich gefiel, folglich war die eine Hälfte des Weges der Versuchung schon zurückgelegt und in solchen Fällen liegt es im Wesen der menschlichen Natur, daß es auch an der andern Hälfte nicht fehlt — denn versuchen und versucht werden hängen nahe zusammen und trotz der Einprägung der schönsten moralischen Maximen in den Geist, ist man, sowie die Sinnlichkeit sich hineinmischt und zum Vorschein kommt, schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß noch immer nicht, wie man sie verhindern kann, zum Vorschein zu kommen. Flucht allein könnte vielleicht helfen; allein es giebt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist — denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon dies würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hiergegen sagen mag, sind Äußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen Herzen nicht eingegraben sind, und Niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Den Tag nach jener Komödie gab ich mich für krank aus und verließ mein Zimmer nicht mehr, indem ich ruhig die Entscheidung Ihrer Kaiserlichen Majestät über meine unterthänige Bittschrift abwartete. Nur in der ersten Fastenwoche hielt ich es für passend, mich den religiösen Uebungen zu unterziehen, damit man meine Zuneigung zu dem orthodoxen griechischen Kultus gewahr werde. In der zweiten oder dritten Woche hatte ich einen neuen tiefen Kummer. Eines Morgens, nachdem ich aufgestanden war, benachrichtigten mich meine Leute, daß Graf Alexander Schuwaloff Madame Wladislawa habe rufen lassen. Dies kam mir sonderbar vor. Ich wartete auf ihre Rückkehr, doch umsonst. Gegen Ein Uhr Nachmittags zeigte Graf Schuwaloff mir an, daß die Kaiserin es für geeignet befunden habe, sie ihrer Stellung bei mir zu entheben. Ich schwamm in Thränen und sagte ihm, Ihre Kaiserliche Majestät habe unzweifelhaft die Macht, Jeden mir zu geben oder zu nehmen, wie es ihr gefiele; aber es schmerze mich, mehr und mehr zu sehen, daß Alle, welche in meine Nähe kämen, ebensoviele, der Ungunst Ihrer Kaiserlichen Majestät geweihte, Opfer seien; und damit es weniger Unglückliche gebe, bäte und ersuchte ich ihn, Ihre Kaiserliche Majestät zu ersuchen, daß Sie, so bald als möglich, dem Zustand, in welchem ich mich befinde, nur Unglück zu bringen, ein Ende mache, indem sie mich zu meinen Verwandten entließe. Ich versicherte noch, daß Madame Wladislawa in keiner Weise dazu dienen werde, Aufklärung über irgend etwas zu geben, weil weder sie noch irgend ein Anderer mein Vertrauen besäße. Graf Schuwaloff wollte sprechen; aber als er mein Schluchzen hörte, fing er an,

mit mir zu weinen und sagte, die Kaiserin werde darüber mit mir selbst reden. Ich bat ihn, den Augenblick zu beschleunigen, was er mir versprach. Ich setzte sodann meine Leute von dem Geschehenen in Kenntniß und sagte ihnen, wenn man mir an Madame Wladislawa's Statt eine Aufseherin beigeben sollte, die mir mißfiele, möge sie sich auf die schlechteste Behandlung meinerseits, ja auf Schläge selbst vorbereiten, und bat sie, dies überall wiederzuerzählen, damit Alle die, welche man etwa die Absicht hatte, mir beizugeben, sich hüteten, die Stelle anzunehmen. Denn ich war der ewigen Leiden müde und sah ein, daß meine Milde und Geduld nur dazu dienten, alle meine Verhältnisse zu verschlechtern, weßhalb es nothwendig war, mein Verfahren vollkommen zu ändern. Meine Leute versäumten nicht, wiederzuerzählen, was ich wünschte.

Am Abend dieses Tages, wo ich viel geweint hatte, sah ich, indem ich mein Zimmer auf- und niederschritt und geistig und körperlich in größter Aufregung war, in mein Schlafzimmer, wo ich, wie immer, mich allein befand, Katharina Iwanowna Scheregorodskaja, eine meiner Kammerfrauen, eintreten. Diese sagte unter Thränen und sehr bewegt: „Wir fürchten Alle, daß Sie dem Zustande, in welchem wir Sie sehen, unterliegen; erlauben Sie mir, daß ich heute zu meinem Onkel, dem Beichtvater der Kaiserin und dem Ihrigen, gehe. Ich werde mit ihm sprechen, werde ihm Alles sagen, was Sie mir befehlen werden und ich verspreche Ihnen, daß er auf eine Weise mit der Kaiserin reden wird, mit der Sie zufrieden sein werden.“ Da ich ihren guten Willen sah, erzählte ich ihr ganz einfach den Stand der Dinge, was ich der Kaiserin geschrieben hatte und alles

Andere. Sie begab sich zu ihrem Onkel und nachdem sie mit ihm gesprochen und ihn zu meinen Gunsten gestimmt, kam sie gegen 11 Uhr zu mir zurück, um mir zu sagen, daß der Beichtvater, ihr Onkel, mir rathe, mich in der Nacht für krank auszugeben, nach der Beichte zu verlangen und zu diesem Zwecke ihn rufen zu lassen, damit er der Kaiserin Alles sagen könnte, was er aus meinem eigenen Munde gehört hätte. Ich billigte diesen Gedanken sehr und versprach, ihn auszuführen; dann entließ ich sie, indem ich ihr und ihrem Onkel für die Zuneigung, welche sie mir bewiesen, dankte. In der That klingelte ich in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr. Eine meiner Frauen kam herein. Ich sagte ihr, ich befinde mich so schlecht, daß ich zu beichten verlange. Statt des Beichtvaters eilte Graf Alexander Schuwaloff herbei und mit matter gebrochener Stimme wiederholte ich ihm die Bitte, meinen Beichtvater rufen zu lassen. Er ließ die Aerzte holen; diesen sagte ich, ich bedürfe geistlicher Hülfe, ich sei dem Ersticken nahe. Einer von ihnen fühlte meinen Puls und sagte, er sei schwach; ich erklärte meine Seele in Gefahr und daß mein Körper keiner Aerzte mehr bedürfe. Endlich kam mein Beichtvater und man ließ uns allein. Ich ließ ihn an meinem Bette niedersitzen und wir unterhielten uns wenigstens anderthalb Stunden lang. Ich erzählte ihm den gegenwärtigen und den vergangenen Stand der Dinge, das Benehmen des Großfürsten gegen mich, das meinige gegen Seine Kaiserliche Hoheit, den Haß der Schuwaloffs, die unausgesetzten Verbannungen und Entlassungen vieler meiner Leute und immer derer, die mir am meisten ergeben waren, sodann wie die Schuwaloffs mir den Haß Ihrer Kaiserlichen Majestät zugezogen hatten

und endlich den gegenwärtigen Stand der Dinge, welcher mich veranlaßt hatte, der Kaiserin den Brief zu schreiben, in dem ich um die Erlaubniß bat, mich zu entfernen. Ich bat ihn, mir eine schnelle Antwort auf meine Bitte zu verschaffen. Ich fand ihn außerordentlich freundlich gegen mich gesinnt und weniger einfältig, als man ihn mir geschildert hatte. Er sagte, mein Brief werde die gewünschte Wirkung hervorbringen; ich müsse darauf bestehen, entlassen zu werden, man würde mich dann sicherlich nicht entlassen, weil man einen solchen Schritt nicht vor dem Publikum zu rechtfertigen vermöge, dessen Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sei. Er gab zu, daß man mich grausam behandle und daß die Kaiserin, die mich in einem zarten Alter gewählt, mich der Willkür meiner Feinde überlasse, während sie besser thun würde, meine Rivalinnen, besonders Elisabeth Woronzoff, fortzuschicken und ihre Günstlinge im Zaume zu halten, welche durch alle von den Herren Schuwaloff täglich neu erfundene Monopole, die Blutsauger des Volkes geworden seien und außerdem Jedermann gegen ihre Ungerechtigkeit aufbrächten, wie zum Beispiel in der Sache Bestuscheff's, von dessen Unschuld das Publikum überzeugt wäre. Er schloß diese Unterredung, indem er mir sagte, er werde sich unverzüglich zu der Kaiserin begeben, wo er bis zu ihrem Erwachen warten wolle, um mit ihr zu reden und die Unterhaltung, welche sie mir zugesagt und welche entscheidend sein müsse, zu beschleunigen. Ich würde indeß gut thun, das Bett zu hüten. Er werde sagen, daß Gram und Schmerz mich tödten könnten, wenn man nicht ein schnell wirkendes Heilmittel anwende und mich auf eine oder die andere Weise

aus dem Zustande befreie, in welchem ich mich, allein und verlassen von Allen, befände.

Er hielt Wort und schilderte der Kaiserin meinen Zustand in so lebhaften Farben, daß Ihre Majestät Graf Alexander Schuwaloff zu sich rief und ihm Befehl gab, zu sehen, ob ich im Stande sein werde, die folgende Nacht mit ihr zu reden. Graf Schuwaloff brachte mir diese Botschaft; ich sagte ihm, ich werde zu diesem Zweck alle meine Kräfte zusammenraffen. Ich stand gegen Abend auf, als Schuwaloff mir meldete, er werde mich nach Mitternacht abholen und mich in die Gemächer Ihrer Kaiserlichen Majestät geleiten. Der Beichtvater ließ mir durch seine Nichte sagen, daß Alles in gutem Zuge sei und daß die Kaiserin diesen Abend mit mir reden werde. Ich kleidete mich also gegen 10 Uhr Abends an und legte mich ganz angekleidet auf ein Canapee, wo ich einschlief. Ungefähr um halb Zwei trat Graf Schuwaloff in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin mich zu sehen wünsche. Ich erhob mich und folgte ihm. Wir gingen durch die Vorzimmer, die ganz leer waren. Als wir an die Thüre der Gallerie kamen, sah ich, wie der Großfürst durch die gegenüberliegende Thür ging und sich, grade wie ich, zu Ihrer Kaiserlichen Majestät begab. Seit dem Komödientage hatte ich ihn nicht gesehen. Selbst als ich mich für lebensgefährlich krank erklärt hatte, war er weder gekommen, noch hatte er sich nach meinem Befinden erkundigt. Ich erfuhr später, daß er an eben diesem Tage Elisabeth Woronzoff versprochen hatte, sie zu heirathen, wenn ich sterben sollte und daß beide die größte Freude über meinen Zustand äußerten.

Endlich in dem Gemache Ihrer Kaiserlichen Majestät angelangt, fand ich den Großfürsten schon dort. Sowie ich die Kaiserin erblickte, warf ich mich auf die Kniee und bat sie unter Thränen auf's inständigste, mich zu meinen Verwandten zurückkehren zu lassen. Die Kaiserin wollte mich aufheben, doch ich blieb zu ihren Füßen. Sie schien mir mehr bekümmert als zornig und sagte zu mir, mit Thränen im Auge: Wie können Sie wünschen, daß ich Sie zurückkehren lasse? Erinnern Sie sich, daß Sie Kinder haben." Ich antwortete: „Meine Kinder befinden sich in Ihren Händen und könnten sich nirgends besser befinden; ich hoffe, daß Sie sie nicht verlassen werden." Sie sagte dann: „Aber was soll ich dem Publikum als Ursache Ihrer Entlassung anführen?" Ich erwiderte: „Eure Kaiserliche Majestät wird ihm, wenn sie es für passend halten, die Ursachen anführen, wegen derer ich mir Ihre Ungnade und den Haß des Großfürsten zugezogen habe." Die Kaiserin sagte: „Und wovon wollen Sie bei Ihren Verwandten leben?" Ich erwiderte: „Wovon ich lebte, ehe Sie mir die Ehre erwiesen, mich herzurufen." Hierauf bemerkte sie: „Ihre Mutter ist flüchtig; sie hat ihr Land verlassen müssen und ist nach Paris gegangen." Ich antwortete: „Ich weiß es; man hat sie für eine zu ergebene Anhängerin Rußlands gehalten und der König von Preußen hat sie verfolgt." Die Kaiserin forderte mich zum zweiten Male auf, mich zu erheben; ich that dies und nachdenklich entfernte sie sich von mir.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, war lang und hatte drei Fenster, zwischen denen zwei Tische mit den goldenen Toiletten der Kaiserin standen. Niemand befand

sich in dem Gemache außer ihr, dem Großfürsten, Alexander Schuwaloff und wir. Gegenüber der Kaiserin standen große spanische Wände, vor welche ein Canapee gestellt war. Ich vermuthete anfangs, daß hinter diesen spanischen Wänden sich unzweifelhaft Iwan Schuwaloff befinde und vielleicht auch sein Vetter, Graf Peter. Später erfuhr ich, daß meine Vermuthung zum Theil richtig war, daß Iwan Schuwaloff sich dort befunden hatte. Ich stellte mich an den Toilettentisch, welcher der Thüre, durch die ich eingetreten, am nächsten stand und bemerkte, daß in dem Waschbecken zusammengefaltete Briefe lagen. Die Kaiserin näherte sich mir wieder und sagte: „Gott ist mein Zeuge, wie viel ich geweint habe, als Sie nach Ihrer Ankunft in Rußland auf den Tod krank wurden und hätte ich Sie nicht geliebt, ich würde Sie nicht hier behalten haben.“ Dies sollte, wie mir schien, eine Verwahrung dagegen sein, daß ich gesagt, ich habe mir ihre Ungnade zugezogen. Ich antwortete hierauf, indem ich Ihrer Kaiserlichen Majestät für alle Gnade und alles Wohlwollen dankte, welches sie mir damals und später bewiesen und sagte, das Andenken daran würde sich nie in meinem Gedächtnisse verwischen und ich würde es immer als mein größtes Unglück betrachten, mir ihre Ungnade zugezogen zu haben. Nun trat sie noch näher zu mir heran und sagte: „Sie sind übermäßig stolz; erinnern Sie sich, daß ich einmal im Sommerpalast mich Ihnen näherte und fragte, ob Sie an Halsweh litten, weil ich bemerkte, daß Sie mich kaum grüßten; und daß sie nur aus Stolz mich mit bloßem Kopfnicken gegrüßt hatten?“ Ich sagte: „Mein Gott, Madame, wie können Sie glauben, daß ich Ihnen gegenüber hätte stolz sein

wollen? Ich schwöre Ihnen, daß es nie selbst von fern in meine Gedanken gekommen ist, daß die Frage, welche sie vor vier Jahren an mich richteten, irgend eine solche Beziehung haben könnte." Hierauf sagte sie: „Sie bilden sich ein, daß Niemand mehr Geist habe als Sie." Ich antwortete: „Wenn ich diesen Glauben hätte, so würde Nichts geeigneter sein, mich zu enttäuschen als mein gegenwärtiger Zustand und unsre Unterhaltung, da ich sehe, daß ich aus Dummheit bis auf diesen Augenblick nicht begriffen habe, was Ihnen gefiel mir vor vier Jahren zu sagen.

Der Großfürst flüsterte, indeß Ihre Majestät mit mir sprach, mit Graf Schuwaloff. Sie bemerkte es und ging auf sie zu. Sie standen etwa in der Mitte des Zimmers. Ich verstand wenig von dem, was sie miteinander sprachen; sie sprachen nicht gerade laut und das Zimmer war groß. Endlich hörte ich, daß der Großfürst, indem er seine Stimme erhob, sagte: „Sie ist von entsetzlicher und hartnäckiger Schlechtigkeit." Nun sah ich, daß es sich um mich handelte und indem ich mich an ihn wandte, sagte ich: „Wenn Sie von mir sprechen, so gewährt es mir großes Vergnügen, Ihnen in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Majestät zu sagen, daß ich in der That denen gegenüber schlecht bin, welche Ihnen rathen Ungerechtigkeiten zu begehen und daß ich hartnäckig geworden bin, weil ich sehe, daß meine Freundlichkeit mich zu Nichts führt, als zu Feindschaft von Ihnen." Er wandte sich an die Kaiserin und sagte: „Eure Kaiserliche Majestät sehen selbst wie schlecht sie ist, an dem was sie sagt." Allein auf die Kaiserin, die unendlich viel mehr Geist hatte, als der Großfürst, brachten meine Worte einen verschiedenen Eindruck hervor. Ich sah deutlich, daß in dem

Maße wie unsre Unterhaltung vorrückte, ihr Geist, obgleich man ihr anempfohlen oder sie selbst den Entschluß gefaßt hatte, strenge gegen mich aufzutreten, allmälig, trotz ihrer selbst und ihrer Entschlüsse, milder gestimmt wurde. Dennoch wandte sie sich an ihn und sagte: „O, Sie wissen nicht Alles was sie gegen Ihre Räthe und gegen Brockdorf geäußert hat, in Betreff des Menschen, den Sie haben verhaften lassen." Dies mußte als ein förmlicher Verrath meinerseits gegen den Großfürsten erscheinen; er wußte kein Wort von meiner Unterhaltung mit der Kaiserin im Sommerpalast und er sah seinen Brockdorf, der ihm so theuer und werthvoll geworden war, bei der Kaiserin angeklagt und zwar durch mich. Sie stellte also dadurch unser Verhältniß schlechter als je, machte uns vielleicht unversöhnlich und raubte mir das Vertrauen des Großfürsten auf immer. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich die Kaiserin in meiner Gegenwart so zu dem Großfürsten reden hörte, und als ich sah, wie sie das, was ich ihr zum Besten ihres Neffen gesagt zu haben glaubte, als mörderische Waffe gegen mich kehrte. Der Großfürst, sehr überrascht von diesem Vertrauen, sagte: „Ah, das ist eine Geschichte die ich nicht kannte; sie ist sehr gut und beweist ihre Schlechtigkeit." Ich dachte bei mir selbst: „Gott weiß, wessen Schlechtigkeit sie beweist!" Von Brockdorf kam Ihre Kaiserliche Majestät durch einen plötzlichen Uebergang auf das zwischen Stambke und Graf Bestuscheff entdeckte Einverständniß und sagte mir: „Ich vermag mir nicht zu denken, wie dieser Mensch zu entschuldigen ist, mit einem Staatsgefangenen in Verkehr gestanden zu haben." Da in dieser Sache mein Name nicht vorkam und nicht erwähnt worden war, schwieg ich,

weil mir die Aeußerung ohne Beziehung auf mich schien. Die Kaiserin näherte sich mir darauf und sagte: „Sie mischen sich in viele Dinge, die Sie Nichts angehn. Ich würde nicht gewagt haben, dies zur Zeit der Kaiserin Anna zu thun. Wie, zum Beispiel, konnten Sie wagen Befehle an Marschall Apraxin zu schicken?" Ich sagte: „Ich! — es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihm Befehle zu schicken." — „Wie", erwiderte sie, „können Sie läugnen, daß Sie ihm geschrieben haben? Ihre Briefe sind hier in diesem Becken (sie deutete mit dem Finger darauf hin). Es ist Ihnen verboten zu schreiben." Hierauf bemerkte ich: „Es ist wahr, ich habe dieses Verbot übertreten und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung; aber da meine Briefe dort sind, so können diese drei Briefe Ew. Kaiserlichen Majestät beweisen, daß ich ihm niemals Befehle geschickt habe, sondern daß ich ihm in einem nur mittheilte, was man von seinem Benehmen sagte." Hier unterbrach sie mich mit den Worten: „Und weßhalb schrieben Sie ihm dies?" Ich erwiderte ganz offen: „Weil ich mich für den Marschall, dem ich sehr zugethan war, interessirte. Ich bat ihn, Ihren Befehlen zu folgen. Von den beiden andern Briefen enthält der eine Nichts als einen Glückwunsch zu der Geburt seines Sohnes und der andre Glückwünsche zum Neuen Jahre." Hierauf bemerkte sie: „Bestuscheff sagt, daß noch viele andre da waren." Ich antwortete: „Wenn Bestuscheff dies sagt, so lügt er." — „Nun wohl", sagte sie, „da er in Beziehung auf Sie lügt, werde ich ihn foltern lassen." Sie glaubte mir dadurch Schrecken einzuflößen. Ich antwortete ihr, sie besitze die souveraine Macht, zu thun was ihr gut dünke, aber ich habe absolut

gar nichts an Apraxin geschrieben, als diese drei Briefe. Sie schwieg und schien sich zu sammeln.

Ich erzähle die hervorstechendsten Züge dieser Unterredung, welche mir im Gedächtniß geblieben sind. Doch es würde mir nicht möglich sein, Alles zu erwähnen, was während der anderthalb Stunden, die sie mindestens dauerte, gesagt wurde. Die Kaiserin ging im Zimmer auf und ab, wendete sich bald an mich, bald an ihren Herrn Neffen und öfter noch an Graf Alexander Schuwaloff, mit welchem der Großfürst sich meistens unterhielt, wenn die Kaiserin mit mir sprach. Ich habe schon bemerkt, daß ich an Ihrer Kaiserlichen Majestät weniger Zorn als Sorge wahrnahm. Was den Großfürsten betraf, so ließ er in allen seinen Reden während dieser Unterhaltung viel Galle, Heftigkeit und Eifer gegen mich blicken. Er suchte Ihre Majestät, so viel in seinen Kräften stand, gegen mich zu reizen. Aber da er sich dumm dabei benahm, und mehr Leidenschaft als Gerechtigkeit zeigte, verfehlte er sein Ziel und der Geist und die Beobachtungsgabe der Kaiserin stellten sie auf meine Seite. Sie hörte mit einer besondern Aufmerksamkeit und einer Art unfreiwilliger Zustimmung meinen festen und gemäßigten Antworten auf die maßlosen Reden meines Herrn Gemahls zu, welchem letztern man es sonnenklar ansah, daß er darauf hinstrebte, mich aus meiner Stelle zu verdrängen, um wo möglich seine augenblickliche Maitresse dahin zu setzen. Allein es konnte nicht im Geschmack der Kaiserin, noch auch vielleicht in dem der Herren Schuwaloff sein, die Grafen Woronzoff zu ihren Gebietern zu machen. Doch dies ging über die Urtheilsfähigkeit Sr. Kaiserlichen Hoheit hinaus, der immer Alles glaubte, was er wünschte

und jeden Gedanken, welcher dem ihn beherrschenden Gedanken entgegengesetzt war, bei Seite schob. Er ging darin so weit, daß die Kaiserin zu mir herantrat und leise sagte: „Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen; aber ich kann nicht reden, weil ich Ihnen nicht noch mehr Unfrieden bringen will, als Sie schon haben.“ Und durch die Bewegung ihrer Augen und ihres Hauptes gab sie mir zu verstehen, daß es wegen der Gegenwart der Andern sei. Als ich dieses Zeichen wahrhaften Wohlwollens bemerkte, welches sie mir in einer so kritischen Lage gewährte, wurde ich ganz Herz und sagte ihr, auch ganz leise: „Und auch ich kann nicht reden, ein so mächtiges Verlangen ich auch fühle, Ihnen mein Herz und meine Seele zu öffnen.“ Ich bemerkte, daß meine Worte einen mir günstigen Eindruck hervorbrachten. Die Thränen waren ihr ins Auge gekommen und um zu verbergen, daß und in welchem Grade sie bewegt war, verabschiedete sie uns, indem sie bemerkte, es sei sehr spät; und in der That war es fast drei Uhr Morgens. Der Großfürst entfernte sich zuerst; ich folgte ihm. In dem Moment, wo Graf Alexander Schuwaloff nach mir aus der Thüre gehen wollte, rief Ihre Majestät ihn zurück und er blieb bei ihr. Der Großfürst machte immer sehr große Schritte; ich beeilte mich diesmal nicht, ihm zu folgen. Er kehrte in seine Gemächer, ich in die meinigen zurück. Ich fing an, mich zu entkleiden, um zu Bette zu gehn, als ich an die Thüre klopfen hörte, durch welche ich gekommen war. Ich fragte wer da sei. Graf Alexander Schuwaloff sagte, er sei es, und bat mich, zu öffnen; was ich that. Er forderte mich auf, meine Frauen zu entlassen. Sie entfernten sich und er theilte mir dann mit, daß die Kaiserin ihn zu=

rückgerufen und nachdem sie sich eine Weile mit ihm unterhalten, ihn beauftragt habe mir ihre Empfehlung zu bringen und zu sagen, daß ich nicht traurig sein sollte, sie werde eine zweite Unterredung mit mir allein haben. Ich verneigte mich tief vor Graf Schuwaloff und bat ihn, Ihrer Kaiserlichen Majestät meine unterthänigste Empfehlung zu machen und ihr für ihr Wohlwollen gegen mich zu danken, welches mir das Leben zurückgebe; ich würde diese zweite Unterhaltung mit der lebhaftesten Ungeduld erwarten und bäte sie, den Zeitpunkt derselben zu beschleunigen. Er sagte, ich sollte mit Niemandem davon sprechen und besonders nicht mit dem Großfürsten, den die Kaiserin zu ihrem Bedauern sehr gegen mich aufgebracht finde. Ich versprach es. Ich dachte: „Aber wenn man sich darüber ärgert, daß er aufgebracht ist, warum ihn dann noch mehr aufbringen durch die Unterredung im Sommerpalast, über die Leute, die ihn erniedrigten."

Diese unerwartete Rückkehr der Freundschaft und des Vertrauens der Kaiserin gewährte mir große Freude. Tags darauf beauftragte ich die Nichte des Beichtvaters, ihrem Onkel für den wichtigen Dienst zu danken, den er mir geleistet, indem er mir diese Unterhaltung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät verschaffte. Als sie von ihrem Onkel zurückkehrte, sagte sie mir, sie wisse daß die Kaiserin gesagt habe, ihr Neffe sei ein Dummkopf, aber die Großfürstin habe viel Geist. Diese Aeußerung wurde mir von mehr als einer Seite wiederholt, sowie daß Ihre Majestät gegen ihre Vertrauten meine Fähigkeiten aufs höchste lobte, wobei sie oft hinzufügte: „Sie liebt die Wahrheit und Gerechtigkeit, sie

ist eine Frau von vielem Geist; aber mein Neffe ist ein Einfaltspinsel."

Ich verschloß mich, wie vorher, in meine Gemächer, unter dem Vorwande, daß ich krank sei. Ich erinnere mich, daß ich damals die fünf ersten Bände der „Geschichte der Reisen" las, mit der Karte auf dem Tische, was mich eben-so sehr unterhielt als belehrte. Als ich dieser Lectüre müde war, durchblätterte ich die ersten Bände der Encyclopädie und erwartete den Tag, wo es Ihrer Majestät gefallen würde, mir eine zweite Unterhaltung zu gewähren. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich dem Grafen Schuwaloff meine Bitte darum, indem ich ihm den lebhaften Wunsch aus-drückte, mein Schicksal endlich entschieden zu sehen. Was den Großfürsten anging, so hörte ich gar nicht mehr von ihm reden; ich wußte nur, daß er meine Entlassung mit Ungeduld erwartete und sicher darauf rechnete, Elisabeth Woronzoff in zweiter Ehe zu heirathen. Sie kam schon in seine Gemächer und machte dort die Honneurs. Wahr-scheinlich erfuhr ihr Onkel, der Vicekanzler, der ein vollen-deter Heuchler war, diese Pläne durch ihren Bruder, oder eher noch durch ihre Neffen, welche damals Kinder waren, da der älteste kaum zwanzig Jahre zählte; und aus Furcht, sein eben erst gestiegenes Ansehn könnte dadurch bei Ihrer Majestät leiden, suchte er um den Auftrag nach, mich zu überreden, daß ich von der Forderung meiner Entlassung abstehe — denn es geschah Folgendes.

Eines schönen Morgens meldete man mir, daß der Vicekanzler Graf Woronzoff seitens der Kaiserin mit mir zu sprechen verlange. Auf's Höchste von dieser ungewöhn-lichen Sendung überrascht, ließ ich, obgleich ich mich noch

nicht angekleidet hatte, den Herrn Vicekanzler eintreten. Er begann damit mir die Hand zu küssen und sie mit großer Zärtlichkeit zu drücken; hierauf trocknete er sich die Augen, aus denen einige Thränen flossen. Da ich damals etwas gegen ihn eingenommen war, setzte ich kein großes Vertrauen in diese Einleitung, die seinen Eifer beweisen sollte, ließ ihn aber in dem, was ich als Ziererei ansah, gewähren. Ich bat ihn, sich zu setzen. Er war etwas außer Athem, wovon eine Art Kropf an dem er litt, die Ursache war. Er setzte sich zu mir und sagte, die Kaiserin habe ihn beauftragt, mit mir zu reden und mir abzurathen, daß ich auf meiner Entlassung bestehe; Ihre Kaiserliche Majestät habe ihm sogar befohlen, mich ihrerseits zu bitten, daß ich diesem Gedanken, dem sie niemals ihre Zustimmung geben werde, entsage; und er besonders bitte und beschwöre mich, ihm mein Wort zu geben, daß ich nie mehr davon reden wolle. Dieser Plan bekümmere in der That die Kaiserin und alle rechtschaffnen Leute, zu denen zu gehören er mich versicherte. Ich antwortete ihm: es gebe Nichts was ich nicht gern der Kaiserin und allen rechtschaffnen Leuten zu Gefallen thun würde; aber ich hielte meine Gesundheit und mein Leben durch die Lebensweise welcher ich ausgesetzt sei, bedroht. Ich bringe den Menschen nur Unglück; alle die mir nahe träten, würden fortwährend verbannt und entlassen; den Großfürsten reize man bis zum Hasse gegen mich auf; außerdem habe er mich niemals geliebt. Auch gebe Ihre Majestät mir fast fortwährend Beweise ihrer Ungnade und da ich mich so Allen zur Last fallen sähe und selbst vor Langeweile und Kummer stürbe, habe ich um meine Entlassung gebeten, um dies so lästige und vor Kummer und Langeweile vergehende Wesen

zu erlösen. Er sprach von meinen Kindern. Ich sagte ihm, daß ich sie nicht sähe und daß ich seit meinem Kirchgang die Jüngere noch nicht gesehen hätte, noch auch sie sehen könnte, ohne einen ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, von deren Zimmern sie zwei bewohnten; daß ich durchaus nicht an der Sorgfalt zweifle, welche sie ihnen Beweise, aber daß, so lange ich der Freude sie zu sehen beraubt sei, es mir gleichgültig wäre, ob ich hundert Schritte oder hundert Meilen von ihnen entfernt sei. Er sagte, die Kaiserin werde eine zweite Unterredung mit mir haben und fügte hinzu, es wäre sehr zu wünschen, daß Ihre Kaiserliche Majestät mir näher komme. Ich bat ihn diese zweite Unterredung zu beschleunigen; ich meinerseits werde Nichts versäumen, was die Erfüllung seines Wunsches erleichtern könne. Er blieb länger als eine Stunde bei mir und sprach lange und viel über die verschiedensten Dinge. Ich bemerkte, daß die Erhöhung seines Ansehns seine Redeweise und Haltung auf's vortheilhafteste gegen früher verändert hatte, wo ich ihn mit vielen Andern zwiebelartig auf einem Faden aufgereiht sah und wo er unzufrieden mit der Kaiserin, mit den Geschäften und mit denen, welche die Gunst und das Vertrauen Ihrer Kaiserlichen Majestät genossen, mir eines Tages bei Hofe, als er die Kaiserin sehr lange mit dem österreichischen Gesandten sprechen sah, indeß er und ich und alle Andern umherstanden (wir waren zum Sterben müde), sagte: „Wollen Sie wetten, daß sie nur von albernen Dingen spricht?“ Ich antwortete lachend: „Mein Gott, was sagen Sie da?“ Er erwiderte mir russisch, mit folgenden charakteristischen Worten: „Она съ природы .....“ (Sie ist von Natur .....). Endlich entfernte er

sich mit Versicherung seiner Ergebenheit und nahm von mir Abschied, indem er mir wieder die Hand küßte.

Für den Augenblick konnte ich sicher sein, nicht fortgeschickt zu werden, da man mich bat, selbst nicht den Wunsch auszudrücken; dennoch hielt ich es für gut, nicht auszugehen, sondern wie vorher in meinem Zimmer zu bleiben, als ob ich die Entscheidung meines Schicksals erst von der zweiten Unterredung mit der Kaiserin erwarte. Auf diese wartete ich lange Zeit. Ich erinnere mich, daß ich am 21. April 1759, meinem Geburtstage, nicht ausging. Die Kaiserin ließ mir zur Zeit des Diners durch Alexander Schuwaloff sagen, daß sie auf meine Gesundheit trinke. Ich ließ ihr danken, daß sie sich an diesem, wie ich es ausdrückte, unglücklichen Tage meiner Geburt, den ich verwünschen würde, hätte ich nicht an ihm die Taufe empfangen, meiner gnädigst erinnere. Als der Großfürst erfuhr, daß die Kaiserin mir an diesem Tage eine Botschaft geschickt, kam er auf den Einfall, mir dieselbe Botschaft zu schicken. Als sie mir überbracht wurde, erhob ich mich und sprach mit einer tiefen Verbeugung meinen Dank aus.

Nach meinem Geburtsfeste und dem Krönungsfeste der Kaiserin, welche vier Tage auseinander lagen, blieb ich immer noch in meinem Zimmer, bis Graf Poniatowsky mir die Nachricht zugehen ließ, daß der französische Gesandte, Marquis de l'Hopital, meinem festen Benehmen großes Lob zollte und erklärte, dieser Entschluß, mein Zimmer nicht zu verlassen, könne nur zu meinem Vortheil ausschlagen. Da ich in dieser Aeußerung die perfide Lobeserhebung eines Feindes sah, faßte ich jetzt den Entschluß, das Gegentheil von dem zu thun, was er lobte und eines Sonntags, als

man es am wenigsten erwartete, kleidete ich mich an und verließ das Innere meiner Gemächer. Sowie ich in das Zimmer trat, wo die Damen und die Cavaliere sich aufhielten, bemerkte ich ihr Erstaunen und ihre Ueberraschung, mich zu sehen. Einige Augenblicke nach meinem Erscheinen kam der Großfürst. Auch sein Erstaunen malte sich auf seinem Gesichte und da ich mit der Gesellschaft sprach, mischte er sich in die Unterhaltung und richtete einige Worte an mich, auf die ich mit Offenheit antwortete.

Während dieser Zeit war Prinz Karl von Sachsen zum zweitenmale nach Petersburg gekommen. Der Großfürst hatte ihn das erstemal ziemlich ungenirt empfangen; allein diesmal glaubte Seine Kaiserliche Hoheit sich berechtigt, gar kein Maaß in seinem Benehmen gegen ihn zu beobachten — und zwar aus folgenden Gründen. In der russischen Armee war es kein Geheimniß, daß Prinz Karl von Sachsen in der Schlacht von Zorndorf unter den ersten die Flucht ergriffen hatte; man sagte sogar, er habe, ohne Aufenthalt, diese Flucht bis nach Landsberg fortgesetzt. Da nun Seine Kaiserliche Hoheit hiervon gehört hatte, faßte er den Entschluß, mit ihm, als mit einem erklärten Feigling, nicht mehr zu sprechen, noch überhaupt das Geringste mit ihm zu thun zu haben. Allem Anschein nach trug die Prinzessin von Kurland, die Tochter Biren's, von der ich schon öfter Gelegenheit hatte zu sprechen, zu diesem Entschlusse nicht wenig bei; weil man damals das Gerücht zu verbreiten anfing, man habe den Plan, den Prinzen Karl von Sachsen zum Herzog von Kurland zu machen. Der Vater der Prinzessin von Kurland wurde noch immer

in Jaroslaw festgehalten. Sie theilte ihre Heftigkeit dem Großfürsten mit, über den sie eine Art Einfluß behauptet hatte. Die Prinzessin war damals zum drittenmale verlobt mit Baron Alexander Tscherkassoff, mit dem sie sich wirklich den Winter darauf vermählte.

Endlich ein paar Tage bevor wir aufs Land gingen, zeigte Graf Alexander Schuwaloff mir seitens der Kaiserin an, ich solle am Nachmittage durch ihn darum bitten lassen, meine Kinder zu sehn und daß, wenn ich sie verließe, ich diese so lang versprochene zweite Unterredung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät haben werde. Ich that, was man von mir verlangte und sagte in Gegenwart vieler Leute dem Grafen Schuwaloff, Ihre Majestät um die Erlaubniß zu bitten, meine Kinder zu sehn. Er entfernte sich und meldete mir, daß ich um drei Uhr zu ihnen gehen könne. Ich hielt die Zeit genau ein. Ich blieb bei meinen Kindern bis Schuwaloff mir anzeigte, daß Ihre Majestät sichtbar sei. Ich begab mich zu ihr. Ich fand sie ganz allein und diesmal befanden sich keine spanische Wände im Zimmer, folglich konnten sie und ich uns in voller Freiheit aussprechen. Mein Erstes war, ihr für die Audienz zu danken, die sie mir gewährte, indem ich ihr versicherte, schon ihr gnädiges Versprechen allein habe mir das Leben zurückgegeben. Hierauf bemerkte sie: „Ich verlange, daß Sie mir über Alles was ich Sie fragen werde, die Wahrheit sagen.“ Ich versicherte ihr, daß sie nur die reine Wahrheit aus meinem Munde hören werde und daß ich Nichts mehr wünschen könne, als ihr mein Herz ohne jeden Rückhalt zu öffnen. Sie fragte dann wieder, ob ich wirklich nur jene drei Briefe an Apra=

rin geschrieben hätte. Ich beschwor dies mit der größten Wahrheit, wie die Sache sich in der That verhielt. Hierauf fragte sie nach Details über das Leben des Großfürsten . . . .





